

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 3 (1908-1909)

Artikel: Die Lyrik und ihre Beurteiler
Autor: Fierz, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Et quelle réclame pour cette fleur de la civilisation commerciale et des congrès internationaux!

J'espère avoir le plaisir de vous serrer la main au lunch qui suivra cette petite réception. Sans rancune, n'est-ce pas? Et veuillez croire à mes sentiments de confraternité littéraire

votre

RENÉ MORAX.

Et ceci entre nous, n'est-ce pas?



DIE LYRIK UND IHRE BEURTEILER

Lyrik ist ein Lebensgut, dessen Besitz weder an Reichtum noch an Jugend, noch an Kraft und Gesundheit gebunden ist. Dem Einsamen vermehrt es sich, für den Unglücklichen scheint es geschaffen. Es beweist seine künstlerische Herkunft, und damit edle Art auf das vollkommenste.

Zudem ist es verhältnismässig leicht zu erwerben. Ich werde zum Beispiel nie ohne spezielle Fachkenntnisse ein Gemälde, ein Musikstück, ein Bauwerk vollkommen beurteilen und damit endgültig geniessen können. Etliche Vorzüge, auch Mängel des Romans, der Novelle, gar des Dramas werden mir bei mangelnder Einsicht in ihre Technik immer verborgen bleiben. So werde ich dort notwendigerweise unter- oder überschätzen.

Zur Würdigung und damit zum angemessenen Genuß eines lyrischen Gedichtes kann ich in der Schule des Lebens durchdringen. Denn ich benötige zu diesem Ende eine ausgebildete Seele (zu der mir in dieser Schule allerdings auch die Erziehung durch die Kunst mitverhilft).

Der ganz ausschlaggebende Wert der Lyrik liegt nämlich doch auf der ethischen Seite. Und ist diese vollkommen schön, so geht die ästhetische meistens mit, sodass das meist unbeirrbar seelische Feingefühl die wahre Lyrik mit grosser Sicherheit finden und erfühlen kann. Andererseits wieder, da die Kunstform der Lyrik die einfachste ist, und ihr Material, das Wort, uns das vertrauteste ist, kann angeborener Kunstsinn sich da, zur Not führerlos, zurechtfinden.

Das ist sozusagen ein äusserer Vorteil der Dichtungsart. Sie bietet noch mehr dergleichen.

Sie verlangt keinen Apparat und keine Vermittler, ist also weder an Zeit noch an Ort gebunden. Hundert Werke der bildenden Kunst, die wir einst oder, im Original, nie gesehen haben, leben in unserem innern Leben mit. Von der Musik, die wir, auch wo kein Instrument und keine Singstimme zur Hand ist, mit der Seele hören können, nicht zu reden! Wir besitzen und tragen von dieser Kunst mit uns herum, wenn nicht ihren Körper, so doch ihren Geist.

Lyrik dagegen gehört uns stets und überall mit ihrer ganzen Person. Es liegt das ja schon in ihrem Charakter als Literaturwerk begründet. Immerhin: ich kann meilenweit von meinem Bücherschrank mein Gefühl an Gottfried Kellers Abendlied erheben, den grünen Heinrich kann ich nicht völlig aus seinem Traum- und Jugendland herbeilocken. So ist wohl Lyrik in Aller Händen? Nur ein beneidenswerter Optimist könnte das bejahen. Dass sie so wenig äussere Ansprüche stellt, macht sie nicht gesuchter, dass sie einsam genossen werden kann, wird nicht als Vorzug geschätzt. Der zum Kunstgenuss entschlossene geistige Mittelstand will es sich eher etwas kosten lassen, er will Mühe und Umstände haben und sich in Gesellschaft befinden. Das Leichterreichbare scheint ihm nicht begehrenswert, nicht wertvoll, womit er von einer in der Geisteswelt unbestreitbaren Tatsache gleichsam die Aussenseite beweist.

Immer noch weniger als ihre äussern Vorteile vermögen ihre eigentlichen, die innern Vorzüge der Lyrik in der Welt weiter zu helfen. Im Gegenteil, die sind ihr erst recht im Wege.

Es verhält sich da ungefähr so: der Durchschnittsleser verlangt von der Kunst Werte, welche die Lyrik von naturwegen nicht geben kann.

Die Lyrik umgekehrt gibt Werte, mit welchen dem Durchschnittsleser nicht gedient ist, die für ihn keine Werte sind.

Die Lyrik verlangt von ihrem Leser Eigenschaften, welche der Durchschnittsleser nicht besitzt.

Dieser wiederum hat Wesensseiten, welchen die Lyrik nicht entgegenkommt.

Die schlechte Lyrik diskreditiert die gute. Auf jedem Kunstgebiete leidet das Echte durch das Uechte, auf dem Gebiete der Lyrik am meisten. Das liegt am Gesckmack des Publikums, welches die konventionelle Lyrik bevorzugt. Es liegt an der Überzahl der letzteren, die es bewirkt, dass in neunzig von hundert Fällen das lyrische Gedicht, auf das der plan- und ziellos, vielleicht ermüdet, gar unterhaltungsbedürftig aufs Literaturgebiet Tretende stösst, dass dieses lyrische Gedicht ein unechtes ist. Die genannte Überzahl wieder beruht auf dem zwar begreiflichen, aber schlimmen Irrtum, dass Lyrik, welche, scheinbar wenigstens, keinen Studiengang beansprucht, leichter zu produzieren sei, als jede andere Kunst. Sie gründet sich auf die unheilvolle Tatsache, dass die Lyrik den Dilettantismus auf ihr Gebiet lockt; denn dieser, da ihm des Herzens scheue Feinheit mangelt, ist vordringlich, unbescheiden und so selbstzufrieden, dass keine Schwierigkeit ihn erschrecken kann.

Der Liebhaber der schlechten Lyrik ist für die gute in jedem Fall verloren. Viel grösser ist der Schaden, den jene bei einem Teil ihrer Verächter anrichtet, nämlich bei dem durchaus ernst zu nehmenden Teil der Leserwelt, welcher aus irgend einem Grunde nicht zur wirklichen Lyrik durchzudringen vermag, daneben aber für Halbheit, Tändelei, Hirngespinnst, Flitterschein der Leidenschaften nicht zu haben ist; welcher Uechtheit wittert, wo er sie nicht ganz klar erkennt. Bei diesem Leserkreise weckt die Lyrik Geringschätzung. Er verwirft die Dichtungsart oder hält sie für abseits vom Ernste des Lebens und jenseits seiner grossen Aufgaben liegend. Es scheint zwar unwahrscheinlich, dass ein hochstehender Mensch nicht zur guten Lyrik durchdringe; denn ein Gedicht von Keller oder Mörike glänzt doch wohl an jedem Lebenswege einmal auf, und wär's zufällig, und weist in sein gelobtes Land; aber es wird durch die Erfahrung bestätigt. Gründe dafür: Es gibt Menschen von tiefem Gefühl, die doch künstlerisch nicht stark oder nur einseitig veranlagt sind. Kunstfreunde wiederum, Musikfreunde sogar, denen die Empfänglichkeit für Sprachmusik abgeht und so weiter.

Die heutige schlechte Lyrik vermag übrigens über ihr Wesen zu täuschen. Sie besitzt Raffinement der Sprache, des Kolorits, der Situation, besonders der Naturschilderung; sie ahmt Schritt

und Gebärde der guten nach; sie gleicht ihr in bezug auf Einzelvorzüge. Sie zeigt vielleicht Zartheit ohne Kraft, Farbe während der Wohlklang mangelt, sie besitzt Gefühl, dem die Stützen des Gedankens fehlen, tiefe aber nur halbausgeschöpfte Motive. Viele dieser aparten und hauptsächlich malerisch glänzenden Stücke wären vor hundert Jahren noch nicht möglich oder Gegenstand der Bewunderung gewesen. Was ihnen fehlt, ist die zusammenhaltende grosse Persönlichkeit, und so fallen die genannten Einzelvorzüge „ins Bodenlose“.

Kein unechtes lyrisches Gedicht kann in der Vorstellung eines Lesers von geistigem Rang eine Spur hinterlassen.

Der bleibende Eindruck kann überhaupt das Kriterium der guten Lyrik genannt werden. Naturgemäss existieren ja bleibende Eindrücke, die das Gegenteil aufzeigen. Es ist zu befürchten, dass „Und dräut der Winter noch so sehr“ der Banalität seines Gedankengehaltes, seinem Charakter als gereimte Prosa sein absolutes Durchdringen verdankt hat. Bei diesem Anlass bemerkt: Man vergleiche die ruhevolle Seligkeit von Uhlands Frühlingsgedicht mit den erwachenden linden Lüften und die Verheissung an seinem Schlusse mit dem aufgeregten Hin und Her der Vorstellungen und der Art des Refrains im Geibelschen! —

Immer noch überwiegt bei der grossen Allgemeinheit der Menschen das stoffliche Interesse an der Kunst. Der Zustand ist nicht wünschenswert, aber bei der lastenden Wucht der Materie im Menschenleben und im allgemeinen grossen Lebenskampfe so begreiflich. Es wird wohl immer nur dem Elitemenschen gelingen, seine Lebensauffassung, die also das Verhältnis zur Kunst mit einschliesst, zu entmaterialisieren. Selten wird die Jugend, selten das Volk es dazu bringen. Von den Entbehrungsreichen, den Darbenden kann es kaum verlangt werden. Gerade auch in der Kunst, woselbst sie Freude und offene Schicksalshand erwarten, suchen sie mit der Fülle das Greifbare.

Mangel an seelischer Grösse und Vertiefung, Oberflächlichkeit, Genussucht, schlechter Geschmack beim Einzelindividuum helfen sodann, die folgenden Tatsachen mithergestellt: das Angebot von Attraktionen ist in unserem ernsten Leben möglich und erzielt Nachfolge. Merkwürdigkeiten gelten so viel wie Denkwürdigkeiten. Schöne Aussicht ist für eine Grosszahl von Menschen der Inbegriff

von Naturschönheit. Unterscheidungen, Vor- und Nachteile berühmter Aussichten sind ihnen wichtig. Dirigiert ein fremder Kapellmeister Beethoven, so zieht das so stark wie Beethoven selbst.

Um einen Roman, der an wirkliche Zustände und Personen anknüpft, entsteht ein Handgemenge. —

Wehmütigen Blickes und noch stolzer abseits sieht die Träumerin Lyrik dem Treiben zu, in das sie sich nicht mengen kann. Nichts ist auszudenken, das dem Bedürfnis nach stofflichem Gewicht, nach Anhaltspunkten, Stützpunkten, aktuellen Beziehungen, vermittelnden Gelegenheiten weniger entgegenkäme. Denn der Freigeborenen sind diese Dinge unleidlich. Bedient sie sich ihrer ausnahmsweise, so nimmt sie selbst Schaden. Wobei es zwar auch wieder bekannte Ausnahmen gibt; der grosse Künstler wird „bei Gelegenheit“ nicht unkünstlerisch schaffen lernen, nur muss er selbst den Anlass bedeutend finden. Am liebsten ist der Lyrik das äussere Nichts, der leere Raum, in die sie ihr neues, und besonders ihr individuell bestimmtes Weltbild hineinbauen kann.

Anderseits: Je alltäglicher, nicht im banalen Sinne, das Motiv ist, desto besser taugt es dem Lyriker. Phantasie ist gut, aber sie soll die Motive des Lyrikers nicht gefunden haben, sondern erst bei ihrer Gestaltung wirksam gewesen sein. Kein Atom ist in der wahren Lyrik, das aus der Wahrheit unseres Lebens herausfiel. Es ist möglich, dass sie, um Erfolg zu haben, nur zu wenig von aussen her geschmücktes, willkürlich vermehrtes, angenehm abgeschwächtes, vertushtes Leben gibt. Die vorbildliche Lyrik ist von grosser Natürlichkeit. Ihr Adelszeugnis, die Einfachheit, kann nicht von jedermann gewertet werden. Der Dichter zweiten Ranges kann es aber auch nicht erlangen. Er braucht doch Wort- und Bilderschwälle, um Lücken auszufüllen, Zweifelhafte zu beteuern, Wertloses herauszustreichen.

Die wirkliche Lyrik leuchtet von reiner Vernunft, ihre „süsse Dumpfheit“ wird niemals Undeutlichkeit, sie kann mit der Elle der Logik nachgemessen werden. Sie hat Lebensberechtigung. Ihre Einfachheit könnte uns im Gedanken an den würdelosen Prunk, an die Scheinwerte, denen wir (hoffentlich nur einstweilen) nicht und nirgends entfliehen können, mit Wehmut erfüllen! Um so besser anderseits, dass wir das kristallene Labsal haben.

(Goethe: „Tage der Wonne, kommt ihr so bald“; Keller: „Willkommen, klare Sommernacht“; Frey: „Der Tag steht überm Rain“; Meyer: „Bei der Abendsonne Wandern“; Mörike: „Ein Tännlein grünet wo, wer weiss im Walde“; Storm: „Klingt im Wind ein Wiegenlied“; Storm: „Über die Haide hallet mein Schritt“). Um zurückzugreifen: Lyrik gibt uns erhöhte, aber beileibe nicht idealisierte, eher zu ihrer eigentlichen und edlen Wesenheit zurückverteilte Wirklichkeit.

Ist Liebe, womit wir hier den Begriff Gefühl übersetzen, blind, so ist sie zugleich allsehend. So sieht die dem Gefühl entstammte Lyrik und stellt es dar, das schöne Leben, welches, weil Not und Drang des Tages es uns zeitweise verdecken, darum kein Traum und kein Märchen ist. Mit der reinen Wohlgestalt unserer ewigen, und Keinem verwehrten Lebensgüter gibt uns die Lyrik ein Geschenk, für das kein Dank ihr genügen kann.

„Rankend Immergrün soll meinen Stab umblühn“ nimmt sich Gottfried Keller vor. Solcherweise rüstet sich im allgemeinen der grosse Lyriker auf seinen Weg. Denn die grossen Zusammenhänge sind für sein wachsames Gefühl unzerreissbar; wie der wartende Tod ist die entflohene Jugend stets in seinem Bewusstsein, in allen seinen Äusserungen sprechen die beiden mit. So gewiss als Jahre dazu gehören, damit ein zur Dauer fähiges lyrisches Kunstwerk seinen Gehalt heranreife, so gewiss ist der Nachhall ihrer Leiden oder Freuden in ihm hörbar. „Tote Lieb, tote Lust, tote Treu“, wie Anette Droste sagt, aus unbekannten, vergessenen Gräften drängen sie herzu und fordern ihren Anteil an unserem aufgerüttelten Gefühl.

Lyrik ruft unsere Vorstellungen heran, um sie wandern zu machen und zu lehren. Die Lyrik fragt. Was ist Mörike für ein unermüdeter Frager! Meistens, immer fast, weilt der Gegenstand der Lyrik fern von ihren Schauplätzen, mit Sehnsucht, Ahnung, Wunsch, Hoffnung, Erinnerung weiss sie ihn zu finden:

„In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fliegt:
Tausendmal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind!“

Den Wert der Frage in der Lyrik bezeugt Goethes „Mignon“. Mit seinem „Wann treffen wir uns, Brüder, in einem Schifflein

wieder?“ adelt Uhland sein schlichtes Kahnlied rückwärts. Es ist für unsere nationale Einsilbigkeit bezeichnend, dass die schweizerische Lyrik, im Vergleich zur deutschen, mit Fragen kargt.

Um sich genug zu tun, benötigt erregtes und zärtliches Gefühl Vergleiche. Sie blühen ihm überreich aus allen Gärten der Schönheit zu. Aus wirklichen Gärten ganz eigentlich, vom noch konventionellen „Du bist wie eine Blume“ an bis zum Poesiewunder „Wenn schlanke Lilien wandelten, vom Weste leis geschwungen“. Der grossen Leidenschaft gehorcht der plastische Ausdruck. Der Bilderzuzug, den die Lyrik auf alle diese Arten gewinnt, ist endlos.

Für jeden Menschen höherer Ordnung kommt die Stunde, wo sein Glaube an die andern Menschen wanken will. Er wird darum von seinem Drange nach Anteil und Aussprache nicht lassen können und, bewusster nun, die Stimmen der Winde und das Waldesbrausen an seine Seele gerichtet — und sich von der guten Flur und den Himmelsgestirnen verstanden fühlen. Er wird in das Herzensverhältnis zur Natur treten. Dieses Verhältnis ist eine der schönsten Erscheinungen in der Geisteswelt und für seinen vollkommensten Ausdruck sorgt die Lyrik. Es ist bei Gottfried Keller zu studieren, und zu fast mystischer Innigkeit ist es bei Mörike entwickelt. Es schliesst in sich Vertrauen, Treue und Demut.

Seine Vorstufen sind das rein ästhetische, auch schon gedanken- und gefühlvolle, doch gewissermassen noch unpersönliche Verhältniss: Freude an der Schönheit der Natur, Wahrnehmung ihres tieferen Wesens, der Parallelerscheinungen, die auf ihren Gebieten die menschlichen Geschicke begleiten, Zugänglichkeit für ihr Beispiel. Alle diese Gefühle und Erkenntnisse machen sich in der Lyrik geltend. Es ist das Verdienst der Dichtungsart, dass sie der Menschheit ihre Naturgefühle formuliert, damit eingepägt und eingesungen, gleicherzeit anerzogen, ausgebildet und tausendfältig gedeutet hat. Wir hören ein Wort von Mörike: „Die Wolke seh ich wandern und den Fluss“ — wir sehen das aufgerollte Bild nicht um einen Moment früher, als wir es schicksalwärts deuten und darum schöner sehen — das sind Früchte der lyrischen Kunstentwicklung. Die Verschmelzung von Naturereignis und seelischem Vorgang ist in der hohen Lyrik selbstverständlich geworden, und so besteht sie auch für den an ihr geschulten

Leser. Damit fällt ihm ein neuer Gewinn zu: Es begreift sich leicht, dass solchermassen geschwisterlich gesellt, vielmehr eines geworden, Natur und Menschenherz einander bestrahlen, beschenken, entlasten. Es kann geschehen, dass wir unsern Schmerzen, die das schöne Lüfteleben in seinen Bestand aufgenommen hat, hingerissen glücklich nachschauen und lauschen. Denn wie Spitteler sagt „alle Schönheit versöhnt und erlöst.“

Wie gesagt, auch abgelöst von seinem eigenen Leben und Geschick, mit beiden unverglichen, ist die Natur dem Lyriker wichtig. Seine schaffensdurstige Phantasie, seine psychologische Einsicht, wenn man will, sein warmes Herz zwingen ihn, sich mit diesem grossen Leben, das ihn brausend und leuchtend umgibt, zu beschäftigen. (Mörike: „Du murmelst so, mein Fluss, warum —“.) Er begreift, beklagt und preist seine Erscheinungen mit dem Anteil, den man beseelten Wesen zollt. Sie werden für ihn zu solchen. Er redet zu ihnen und hört sie selbst untereinander reden.

Die Kunst der poetischen Verkörperungen ist heute hoch entwickelt. Das Raffinement hat sich ihrer bemächtigt. Oft bestreitet die Scheinlyrik ihre Erfolge mit ihnen. In der Scheinlyrik sind sie gemacht, in der wirklichen von Gottes- und Rechtswegen da und eingeboren. Sie fallen dort auch nicht auf, sondern leihen ihre Wohlgestalt der sie umgebenden Schönheit völlig unaufdringlich.

Die eigentlich greifbaren Phantasiegestalten, Neuschöpfungen, Fabelwesen, wie die Mittagsfrau, die Blütenfee, die Schneekönigin Spitteler's spielen auf das Gebiet der Epik herüber; stark malerische Lyrik kennt sie auch, im grossen Ganzen aber haben und brauchen wir in der Lyrik doch nur die Halbverkörperungen, Naturmächte, welche persönlich werden, weil sie aus eigenem Willen heraus handeln, bewusst leiden oder geniessen. Dass ihren Umriss zu bilden, ihre Geberde zu formen, ihre Wangenröte zu malen uns überlassen bleibt, ist einer der unerschöpflichsten Reize der Dichtungsart. Auch sorgt sie in jedem einzelnen Falle dafür, dass wir es richtig ausführen.

Es ist dann wieder ein Verdienst der Naturverkörperungen, dass sie stark symbolisch wirken. Sie kommen unserm Bedürfnis, unser Leben mit dem Flurleben zu vergleichen, auf halbem Wege

entgegen. Beispiel: „Der Tag verströmt am Hang lautlos sein Blut, auf das die nächt'gen Schatten hämisch gleiten“ — (Frey). Während wir diese, doch einen Naturvorgang darstellenden Worte lesen, ist unser Gefühl bereits zur grössern Hälfte auf ein niederbrechendes Heldenleben gerichtet. Dass vor des verfolgten Wulfrin Augen (in der Richterin) die Sonne „mit gebrochenen Speeren“ untergeht, ergreift uns aus demselben Grunde.

*

*

*

Vielleicht wäre aus dem bis jetzt Gesagten mit zu begründen, dass die Lyrik eine wenig gesuchte Kunstgattung ist. Die heutige Flucht vor dem krassen Materialismus fängt ja an, ihren Gebieten zuzustreben, irrt sich aber noch vielfach in Wegen und Zielen. Was das hoffentlich Vergängliche am modernen Geiste ist, verträgt sich schlecht mit dem eigentlichen Wesen der Lyrik, so virtuos es ihre Formen und ihre Mittel zu gebrauchen weiss. Der Gehalt der Lyrik soll über jeder Zeitrichtung stehen und ewig gültig sein. Der Moderne aber sucht „die Moderne“. Ferner: Verlangt die echte Lyrik (von ihrem Leser) äusserlich wenig, so innerlich viel. Wer dieses Viel nicht besitzt, der steht in dieser Kunst vor dem Nichts. Auch wenn ich den geistigen Gehalt eines Gemäldes, eines Musikstückes nicht erfasse, so erfreut es mich noch durch Farbe und Ton. Lyrik verträgt den Wegfall der grossen seelischen Disposition bei ihrem Leser nicht. Mit dem unbeseelten und nicht eigenkräftig sinnlich umgewerteten, in Farbe und Ton umgesetzten Worte, kann niemand etwas anfangen. Es ist tot. —

Um zu wiederholen:

Der Geniesser der Lyrik muss besitzen: ein starkes, also unermüdliches, darum geübtes, und ein gesundes Gefühl, Weichheit dieses Gefühls ohne Weichlichkeit; dann eine leistungsfähige Phantasie, folgerichtig Grösse, Selbständigkeit, Schönheit der Lebensauffassung. Er darf des musikalischen Gefühls nicht entbehren. Man suche ihn unter den Menschen, welche Spaziergänge ohne Ziel, Sonntag-Nachmittage ohne Unternehmung, Sommerfrische ohne Abwechslung ertragen können; unter jenen, die, wenn ihnen eine Erfüllung zuteil wird, mit der ihr vorangegangenen Armut und Sehnsucht ein Glück verloren haben. Jeder

Hast und Jagd abhold, soll er die Gabe haben, zu verweilen. Zur Wohlfahrt geboren, da er Vernunft und Weisheit besitzt, soll er im Streben nach Gewinn und Nützlichkeit, ob er es auch für berechtigt halte, ungeschickt sein.

Die Erziehung zur schönen Menschlichkeit ist die beste Erziehung zur Lyrik.

ZÜRICH

ANNA FIERZ



ENCORE LA LANGUE INTERNATIONALE

(Fin)

D'après M. le Dr. Schwyzer, les partisans d'une langue auxiliaire internationale reconnaîtraient qu'on ne peut pas apprendre en un tour de main l'Espéranto ou tout autre idiome artificiel; mais que cet inconvénient serait largement compensé par le fait qu'il n'y aurait plus besoin d'apprendre les autres langues étrangères.

Il y a là un double malentendu, 1^o parce que l'étude de l'Espéranto n'est pas difficile, 2^o parce que la langue internationale ne prétend pas supprimer l'étude des langues étrangères.

En ce qui concerne le premier point, l'auteur prétend que l'Espéranto est facile seulement pour les personnes qui connaissent déjà plusieurs langues européennes, mais que pour un Japonais, par exemple, l'Espéranto doit être aussi difficile à apprendre que l'anglais ou le français. Il est curieux que l'on entende souvent faire cette objection à la langue internationale, car elle ne résiste pas à un examen un peu sérieux de la question.

Commençons par le cas du Japonais, et supposons que le dit Japonais ne connaisse aucune langue européenne: il devra évidemment apprendre par cœur les mots simples du vocabulaire Espéranto; mais le nombre de ces mots sera au moins dix fois plus petit que s'il apprenait l'anglais, puisque nous avons vu qu'en Espéranto on peut d'une seule racine dériver régulièrement 10 ou 20 mots au moyen de préfixes et de suffixes à sens déterminé (ainsi du radical *san*, on peut former de suite *sano*,